

Pari Thomson

Greenwild

Die Jagd nach dem Wunderlicht



Pari Thomson

Greenwild – Die Jagd nach dem Wunderlicht

Band 1

Mit Illustrationen von Elisa Paganelli

Aus dem Englischen von Maren Illinger

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

In Greenwild wirst du dein grünes Wunder erleben!

Als Daisy dem Pusteb Blumen-Wunderlicht durch den Londoner Botanischen Garten folgt, stolpert sie in eine andere Welt: Greenwild. Ein geheimes Gartenreich, wie es sich Daisy niemals hätte erträumen können. Hier gibt es Speisekammer-Bäume und Pflanzen wie die Geistermotten-Orchidee, die großes Unheil anrichten können. Eine Gilde von jungen Botanisten pflegt und beschützt die wundersamen Gewächse. War ihre Mutter etwa eine von ihnen? Warum sonst hat sie Daisy das silbrige Wunderlicht hinterlassen, ehe sie spurlos verschwand?

Da wird plötzlich das Wunderlicht gestohlen. Daisy muss es um jeden Preis zurückbekommen! Denn es ist nicht nur ihre einzige Möglichkeit, ihre Mutter wiederzufinden – mit dem Wunderlicht kann sich auch jeder Zutritt zur magischen Pflanzenwelt verschaffen. Greenwild ist in Gefahr!

Tauch ein in das grüne Feuerwerk der Phantasie und Pflanzenmagie – voller sympathischer Figuren und großer Geheimnisse, Zauber und einem Hauch von Nostalgie. Ein unvergessliches und wunderschön illustriertes Kinderbuch-Abenteuer!

Band 1 der außergewöhnlichen Fantasy-Reihe

Alle Bände der *Greenwild*-Trilogie:

Band 1: Die Jagd nach dem Wunderlicht

Band 2: (In Vorbereitung)

Band 3: (In Vorbereitung)

Weitere Informationen finden Sie unter

www.fischerverlage.de/kinderbuch-jugendbuch

Biografie

Pari Thomson hat iranische und englische Wurzeln und war schon in Indien, Pakistan, den USA, Großbritannien und Belgien zu Hause. Sie studierte an der Universität Oxford und arbeitet als Bilderbuchlektorin beim Bloomsbury Verlag. Pari wohnt in London, nicht weit von der Themse und dem weltberühmten Botanischen Garten Kew Gardens entfernt.

Elisa Paganelli, geb. 1985 in Modena, Italien, betrachtet Bücher seit ihrer Kindheit als ihre besten Freunde. Nach dem Kunststudium arbeitete sie in der Werbung und gründete ein preisgekröntes Designunternehmen, ehe sie sich als Illustratorin selbstständig machte. Heute lebt sie in Großbritannien und fühlt sich am wohlsten in der Natur und in Gesellschaft von ihrem Hund und ihrer Katze.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Inhalt

[Widmung]

Prolog

1. Kapitel

Sechs Monate später

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

Danksagung

Für Adam und Fariba





Prolog

Der Sandsturm näherte sich wie ein Leopard auf der Jagd – schnell und unaufhaltsam.

Daisy hielt den Atem an, als die winzigen Sandkörnchen durch die Luft wirbelten und ihr schmerzhaft in die Wangen bisßen. Trotzdem konnte sie die Augen nicht von dem Sturm lösen.

»Hier lang!« Ma musste gegen den Wind anschreien.

»Los!«

Ein gewaltiger gezackter Blitz schlug in die nächste Düne ein, und Daisy sprang zur Seite. Ihr Mund war plötzlich trocken vor Angst. Sie sah Sandböen, die sich wie Geister im Wind erhoben, sah ihre weißen Knöchel und Mas grimmigen Gesichtsausdruck. Der Sand ließ die Luft flimmern, und dann war der Sturm über ihnen: Er raste über die Dünenkämme, bis Daisy Sand zwischen Zähnen und Wimpern hatte und kaum weiter als bis zu ihren Fingern sehen konnte.

Danach passierten mehrere Dinge schnell nacheinander: Ma sank auf die Knie und fuhr mit der Hand durch eine Mulde in den Dünen. Plötzlich war die Luft still. Und dann

waren sie von einem Ring aus strahlendweißen Orchideen umgeben.

Daisy riss vor Staunen den Mund auf – und sofort war er voll Sand. Wütend spuckte sie aus und rieb sich die tränenden Augen, bis sie sie vor einer erneuten Sandböe schließen musste. Aber ein Nachbild der Orchideen blieb auf der Innenseite ihrer Augenlider eingebrannt. Sie hatten die milchweiße Farbe von Baumwollsocken, dicke weiche Blätter und silberne Adern – und sie sandten Lichtfäden aus, die sich wie eine fahl leuchtende Kuppel über ihren Köpfen zusammenschlossen.

Im Inneren der Kuppel rauschte die plötzliche Stille laut in ihren Ohren und wurde nur von ihren keuchenden Atemzügen unterbrochen. Daisy kauerte neben Ma und versuchte verzweifelt, sich den Sand aus den Augen zu blinzeln. Sie meinte, verschwommen den Ring aus Orchideen zu erkennen, und – durch den Vorhang aus Silberfäden – den Sandsturm, der lautlos durch die Nacht tobte.

Als Daisy wieder die Augen öffnen konnte, war der schlimmste Teil des Sturms vorbei. Die Kuppel, falls es sie je gegeben hatte, war verschwunden.

»Wir hatten Glück«, sagte Ma am nächsten Morgen, als sich der Wind gelegt hatte. Die Luft im blassblauen Licht war kühl und kristallklar. »Das Tal zwischen den Dünen hat uns gerettet.«

»Aber«, sagte Daisy, »ich dachte, ich hätte Blumen gesehen. Weiße Blumen.«

»Blumen in der Wüste?« Ma lachte und zerstrubbelte Daisys sandiges Haar. »Mein Früchtchen, was fällt dir als

Nächstes ein?«



1. Kapitel

Sechs Monate später

Daisy Disteldorn besaß kein Zuhause im üblichen Sinne, aber London hatte etwas an sich, das sie immer besonders glücklich machte. Sie waren am Morgen aus Rom wiedergekommen – Ma hatte dort einen Artikel über ein paar bestechliche Politiker geschrieben, und sie hatten nach der Veröffentlichung schnell wieder abreisen müssen. Hier in London war der Dezemberhimmel über den Dächern strahlend blau, und es lag eine glitzernde, festliche Stimmung in der Luft. Sie waren in der Stadt, um Mas neuen Chefredakteur beim *High Herald* zu treffen, einen Herrn namens Mr. Craven, der einen glänzenden Ruf als Journalist und eine Vorliebe für Karamellbonbons hatte, die er in einer Dose auf seinem Schreibtisch aufbewahrte.

Mr. Craven war erst seit drei Monaten beim *High Herald* – etwa seit Daisys elftem Geburtstag –, aber die Leute sprachen bereits mit großem Respekt von ihm. Er war hochgewachsen und charmant, hatte blassgrüne Augen und ein schiefes

Lächeln. Er hatte viele Jahre als Auslandskorrespondent gearbeitet und war vor kurzem nach einem Zwischenfall mit einem wütenden Nilpferd nach England zurückgekehrt.

»Diese Geschichte hatte mir etwas *zu* viel Biss«, witzelte er, als er sie hereinbat, und lachte so, dass man seine Zähne sehen konnte.

Neben der Dose mit den Karamellbonbons befanden sich auf Mr. Cravens Schreibtisch ein glänzender Computerbildschirm, ein feindselig wirkender Kaktus und ein gerahmtes Foto von ihm selbst, auf dem er der Premierministerin die Hand schüttelte.

»Eine brillante Frau«, sagte er zu Daisy, rückte die goldenen Manschettenknöpfe an seinem blütenweißen Hemd zurecht und entblößte dabei fünf Leberflecke an seinem linken Handgelenk. Sie waren in einer breit gezogenen W-Form angeordnet, die Daisy an das Sternbild Kassiopeia erinnerte. »Wirklich. Sie wird dieses Land weit bringen, davon bin ich überzeugt. Neulich rief sie mich an und ...«

Er brach ab und machte große Augen. »Was für eine ungewöhnliche Kette, Mrs. Disteldorn! Woher haben Sie die?«

»Ach, das ist nur alter Plunder«, sagte Ma verlegen und schob den kleinen Gänseblümchenanhänger an der feinen Goldkette unter ihre Bluse. »Also, Mr. Craven, was meine nächste Reise betrifft – diese Vermisstenfälle im Amazonasgebiet ...«

Einen Moment lang bemerkte Daisy einen seltsamen Ausdruck in Mr. Cravens Augen, als starrte er auf eine große Kinoleinwand, die sonst niemand sehen konnte. Dann

blinzelte er und lächelte, und sie fragte sich, ob sie es sich nur eingebildet hatte.

»Ah ja«, sagte er. »Peru. Sie erwähnten, dass Sie vielleicht über die Sache berichten wollen. Sagen Sie mir ...«

Daisy verzog sich auf den Flur, schlug das zerfledderte Buch auf, das sie für solche Gelegenheiten immer in ihrem Rucksack dabei hatte, und machte sich ans Warten.

Daisy war gut im Warten. Das war auch nötig, wenn man eine so außergewöhnliche Mutter hatte wie sie. Leila Disteldorn war Journalistin und reiste auf Geschichtenjagd durch die ganze Welt. Daisy liebte diesen Ausdruck – Geschichtenjagd. Sie stellte sich gern vor, wie Ma ein Schmetterlingsnetz durch die Luft schwenkte und flüchtige Schlagzeilen und widerspenstige Artikel einfing: Nachrichten über Könige und Anarchisten, Fassbomben und Juwelendiebe, gefälschte Wahlergebnisse und Affen mit goldenen Augen.



»Guter Journalismus ist wie Elektrizität«, pflegte Ma zu sagen, wenn sie nach dem Geheimnis ihres Erfolgs gefragt wurde. »Er sollte dafür sorgen, dass man sich erhebt und *aufschreit*.« Und dann grinste sie ein Grinsen, mit dem sie eher wie eine freche Zehnjährige aussah als eine international bekannte Reporterin. Daisy begleitete Ma überall hin, und in solchen Momenten fühlte sie sich wie die Komplizin in einem weltverändernden Unternehmen – wie die rechte Hand in Mas Zaubershow.

Ma schüttelte die Geschichten aus ihrem Netz, und nachts tippte sie alles in einen zerkratzten Laptop, während Daisy zu schlafen versuchte. Die Geschichten wurden an die Redaktion des *High Herald* geschickt und erschienen dann Tag für Tag in Tausenden Zeitungen im ganzen Land. Sie wurden von bebrillten Doktoren mit schwarzen Arztkoffern und Anwältinnen in makellosen Hosenanzügen gelesen, von Apfelverkäufern und Jazzmusikerinnen, Avantgardekünstlerinnen und schnauzbärtigen Diplomaten, von Tänzerinnen mit Federboas und wissbegierigen Schulkindern. Jeder las Leila Disteldorns Artikel.

Die Leute schauten immer überrascht, wenn sie erfuhren, dass Leila Disteldorn eine Tochter hatte. Und im nächsten Augenblick lachten sie entzückt. »Sie ist ja genau wie Sie. Eine Mini-Leila!«

Daisy legte dann die Stirn in Falten und zog die Augenbrauen zusammen, um möglichst abweisend zu wirken. Immer nahmen alle an, dass sie, weil sie wie Ma aussah, auch sein musste wie sie: abenteuerlustig, wild und mutig. Aber Daisy fand nicht, dass sie so war. Sie war ruhig und wachsam und überhaupt nicht mutig.

Jetzt hörte sie Mas Lachen aus Cravens Büro und die üblichen Abschiedsfloskeln. Sie klappte ihr Buch zu und machte sich bereit zu gehen.



Das war ihr Leben: Mas unbändige Energie, der Schwung, der sie von Stadt zu Stadt, von Kontinent zu Kontinent trug – wurzellos, furchtlos und immer auf der Jagd nach der nächsten großen Story.

Daisys Platz war bei Ma, und damit war sie – das sagte sie sich immer wieder – vollauf zufrieden.

Sie steckte den Kopf durch die Tür von Mr. Cravens Büro, als Ma gerade nach ihrer Tasche griff.

»Lassen Sie regelmäßig von sich hören«, sagte Craven und schob einen großen Stapel Papiere zusammen. »Und gehen Sie keine unnötigen Risiken ein.« Eine Seite glitt ihm aus den Händen und landete vor Daisys Füßen auf den Boden. Es war eine Landkarte – eine von der Art, bei der man gar nicht

anders konnte, als sie anzustarren: Denn sie war wunderschön detailreich, mit einer steilen Handschrift versehen, und am oberen Rand stand ein einzelnes fettgedrucktes Wort: *PERÚ*.

»Danke, Daisy«, sagte Mr. Craven, und seine Stimme war plötzlich frostig. Er beugte sich vor, nahm ihr die Karte aus der Hand, und im nächsten Moment war sie in einer Schublade seines Schreibtischs verschwunden. Seine grünen Augen blitzten, und er nickte Ma zu. »Gute Reise, Mrs. Disteldorn.«

Nach der Besprechung streiften sie durch die belebten Straßen am Fluss, wo Weihnachtslichter wie Diamantarmbänder funkelten und die Wellen der Themse gegen die Kaimauern platschten. Der Nachmittag war trüb und kalt, und immer wieder flogen grüne Papageien über ihre Köpfe, die am Himmel aufblitzten wie leuchtende Pailletten auf blauer Seide. Als Daisy sie zum ersten Mal gesehen hatte, war sie verblüfft gewesen. Mittlerweile wusste sie, dass London voll von diesen Vögeln war, und das schon seit Jahren. Sie hockten vergnügt auf Laternenpfählen und zierten die Baumkronen wie tropischer Weihnachtsschmuck. Ma zufolge glaubten manche Leute, die Papageien seien aus dem Londoner Zoo entkommen und hätten sich in freier Wildbahn vermehrt. Andere meinten, sie seien von einem Filmset ausgebüxt. So oder so wimmelte es in den Straßen der Stadt von exotischen grünen Vögeln. Daisy hatte das Gefühl, dass alles möglich war – als lägen allerhand

unerwartete und außergewöhnliche Dinge gleich um die nächste Ecke.

Ma schaute auf dem Handy nach der Uhrzeit, dann drehte sie sich zu Daisy und sah sie mit leuchtenden Augen an. »Wie wäre es mit einem Abstecher in den botanischen Garten?«



2. Kapitel

Eine Stunde später schritten sie durch das geschwungene Eisentor von Mas Lieblingsort in London. »Kew Gardens – Königlicher Botanischer Garten«, stand auf dem Schild am Eingang. »Herzlich willkommen im artenreichsten Ort der Welt.«

Die Gärten waren voll von gestiefelten und behandschuhten Besuchern, und die Glaswände der berühmten Gewächshäuser waren beschlagen, wo tropische Wärme auf kalte Winterluft traf. Draußen waren die Bäume kahl und die Blumenbeete leer, doch im Inneren des Palmenhauses war die Luft dick und schwer wie in einer Sauna. Daisy atmete tief ein und seufzte. Von dem erdigen Geruch konnte sie nie genug bekommen. Überall um sie herum wogten Palmen mit tischtuchgroßen Blättern und kletterten Ranken um das filigrane viktorianische Eisenwerk des Gewächshauses. Es war wie ein Regenwald unter einer Glasglocke.

»Schau mal!«, sagte Ma und zeigte auf eine fünfblättrige Blüte, die wie eine rosa Sternschnuppe aussah. »Madagaskar-

Immergrün. Es wird zur Herstellung von Krebsmedikamenten verwendet. Ist das nicht fabelhaft?«

Daisy grinste. Ma wusste alles, was man über Pflanzen wissen konnte.

»Und diese Palme«, erklärte Ma, »wird Selbstmordpalme genannt, weil sie nur ein einziges Mal blüht, wenn sie fünfzig Jahre alt ist, und dann stirbt.«

Ma streckte einen Finger aus und strich sanft über die Rinde. Daisy hätte schwören können, dass die Palme ihr mit einem Blatt winkte, aber dann blinzelte sie und schüttelte sich. Es war nur ein warmer Luftzug, der durch das Gewächshaus strömte.

Sie hob den Blick und entdeckte ein paar Samtpappelranken, ein Büschel gelber Blüten, die wie Ohrentrompeten aussahen, und einen Strauß winziger rosa Bananen, die nach oben statt nach unten wuchsen. Ma ging mit ihr in den botanischen Garten, seit sie krabbeln konnte, und die Vielfalt und Seltsamkeit der Gewächse ließ ihre Fingerspitzen jedes Mal aufs Neue kribbeln.

Daisy hatte Pflanzen schon immer geliebt, auch wenn sie sich ihr gegenüber manchmal merkwürdig verhielten. Einmal, als sie darauf wartete, dass Ma ein Interview mit einem Sherpa beendete (sie waren damals in einem Bergdorf im tibetischen Himalaya gewesen), hatte sie sich so gelangweilt, dass sie allein losgezogen war. Sie hatte den Felsrand erst gesehen, als sie darüber gestolpert war. Der Sturz wäre tödlich geendet, hätte nicht ein Lorbeerbaum blitzschnell seine Äste ausgestreckt und sie mitten im Sturz aufgefangen.

Ein anderes Mal hatte sie auf der Straße Fußball gespielt (letzten April, als sie wegen der Präsidentschaftswahlen in Delhi waren) und gesehen, wie ein kräftig gebauter Junge namens Bruce dem kleinsten Mädchen der gegnerischen Mannschaft dreimal hintereinander ein Bein stellte. Er mochte es, andere zu ärgern – das war ihr schon öfter aufgefallen –, und sie hatte gespürt, wie etwas in ihr überkochte wie ein Topf Wasser, der zu lange auf dem Herd steht. Plötzlich hatte Bruce aufgeschrien und zappelnd auf dem Bürgersteig gelegen, und seine Haut war über und über von roten Striemen bedeckt gewesen.

»Giftefeu«, hatte sie den Arzt murmeln hören, als der Junge abtransportiert worden war. »Weiß der Himmel, wie der durch den Bürgersteig gewachsen ist.«

Und dann war da noch der Abend, an dem Ma sie in Paris zum Abendessen bei einer vornehmen Dame mitgenommen hatte. Es gab frischen Hummer, und die Dame verkündete stolz, dass ihr Koch die Tiere lebendig ins heiße Wasser warf. Der polierte Kirschholztisch, an dem sie gesessen hatten, schien plötzlich – man konnte es nicht anders sagen – mit den Schultern zu zucken, und im nächsten Moment hoben sämtliche Teller und Schüsseln ab und die Hummercremesuppe flog im hohen Bogen durch die Luft. Ma hatte Daisy im Eiltempo nach draußen bugsiert, während ihr Dolmetscher eine Flut von Entschuldigungen von sich gab.

Doch heute war ein ganz normaler Tag. Daisy zupfte ein Blatt aus ihrem zerzausten Zopf und schlenderte tiefer in das Gewächshaus hinein. Sie bekam kaum mit, als ein anderer Besucher sich nach Ma umdrehte und gegen eine Palme lief.

Doch dann sah sie aus dem Augenwinkel etwas Unerwartetes. Zuerst hielt sie es für eine Kletterpflanze – aber Kletterpflanzen hatten kein schwarz-weißes Fell.

Ohne darüber nachzudenken, rannte Daisy hinterher, gerade als das Etwas um die nächste Ecke bog. Sie folgte ihm eilig und duckte sich unter einem tief hängenden Ast hindurch, der sich für sie ein paar Zentimeter nach oben zu heben schien.

Da! Halb versteckt hinter einer uralten, buschigen Zwergpalme saß ... ein Kätzchen. Ein zerzaustes schwarz-weißes Geschöpf, das kaum größer war als Daisys Fuß, mit einem gescheckten Schwanz.

»Hallo«, flüsterte sie und hockte sich hin. Das Kätzchen musterte sie mit silbergrünen Augen und wetzte eine Kralle an Daisys Schuh. Es schaute sie herausfordernd an und hatte Zähne wie kleine Nadeln sowie lange, kitzelnde Schnurrhaare. Seine Ohren waren klein und spitz, und es sah mürrisch und ein bisschen verloren aus.

Daisy runzelte die Stirn. »Was machst du hier?«

Sie suchte nach einem Namensschild oder Halsband, aber es gab keins. Haustiere waren in Kew Gardens verboten, und es war niemand zu sehen oder zu hören, der sich als besorgter Besitzer zu erkennen gab. Niemand schien die verbotene Katze im Königlichen Palmenhaus überhaupt zu bemerken.

Daisy schaute sich um. »Ma!«, rief sie. »Komm mal her! Hier ist ...«

Doch als sie sich umdrehte, war das Kätzchen verschwunden.

»Ich denke mir das nicht aus!«, sagte Daisy mit Nachdruck, als sie wenig später im Café saßen. »Da war eine Katze. Mitten im Palmenhaus! Im einen Moment war sie da, im nächsten war sie weg, puff!«

Sie war spurlos verschwunden. *Na ja, fast*, dachte Daisy und musterte die schwarz-weißen Haare auf ihrem Mantel.

»Ich glaube dir ja«, sagte Ma leichthin. »Katzen sind flink.«

Das Café war erfüllt vom Besteckklappern und Stimmenwirrwarr, während Gäste große Stücke Karottenkuchen verzehrten.

»Glaubst du, es geht ihm gut?«, fragte Daisy und konnte nicht aufhören, an das Kätzchen zu denken. Es war so *winzig* gewesen.

Ma antwortete nicht. Sie war damit beschäftigt, einen riesigen Teller mit Scones, Streichrahm und Erdbeermarmelade herzurichten und schenkte ihnen Tee aus einer großen roten Kanne ein. Ma wirkte schon den ganzen Tag zerstreut, was meistens bedeutete, dass sie einen neuen Artikel im Kopf hatte. Und dass sie bald wieder auf Reisen gehen würden.

Das Kätzchen war sicher zu seinem Besitzer zurückgelaufen, sagte sich Daisy. Bestimmt ging es ihm gut.

Sie begutachtete die Scones, wählte einen aus und bestrich ihn so dick, dass ihr erster Bissen Zahnspuren im Rahm hinterließ. Sie biss erneut ab und seufzte zufrieden.

Auch Ma hatte sich ein Brötchen genommen, schien jedoch keinen Hunger zu haben.

»Was ist los?«, fragte Daisy und versuchte, sich einen verirrtten Rahmklecks vom Ellbogen zu lecken. Sie merkte, dass Ma zögerte, und spürte trotz der Wärme im Raum ein Frösteln.

»Nichts«, sagte Ma. »Es ist nur ... was würdest du von einem Internat halten?« Sie blickte auf und fügte hastig hinzu: »Natürlich nur für kurze Zeit.«

Daisy sah sie mit großen Augen an. »Ein Internat? Ist das nicht nur was für Leute in Büchern?«

»Nicht nur in Büchern«, sagte ihre Mutter mit der beiläufigen Stimme, die Daisy von ihr kannte, wenn sie schwierige Gesprächspartner interviewte. »Würdest du nicht gerne Leute in deinem Alter kennenlernen? Freunde finden?«

Daisy spürte ihr Herz ein Stück nach unten rutschen, als hätte sie einen Schritt in klebrigen Treibsand gemacht.

»Ich brauche keine Freunde«, sagte sie. »Und ich lerne viele Leute in meinem Alter kennen.« Das stimmte. Ob in Rom oder Russland, ob auf Straßenmärkten oder in schicken Hotels, Daisy spielte mit allen möglichen Kindern und hatte dabei immer ein offenes Ohr für alles, was für Mas Artikel nützlich sein konnte – ein bisschen Lokalklatsch, Klagen über steigende Brotpreise oder eine seltsame Geschichte, die sie zufällig aufgeschnappt hatte.

Ma war politische Korrespondentin, aber mittlerweile drehten sich ihre Artikel zunehmend um die Klimaerwärmung, was bedeutete, dass Daisy sich besser als die meisten Elfjährigen mit Überschwemmungen in Indien und Buschbränden in Australien auskannte. Sie wusste alles,

was man über gefährdete Leoparden im verschneiten Russland und bärtige Fledermausblumen im tropischen Birma wissen konnte. Daisy hatte sich Lesen mit Hilfe von Mas Büchern und Reiseführern selbst beigebracht, kannte komplizierte Wörter wie »Polhöenschwankung« und sagte Sätze wie »Im Busch ist es immer ratsam, eine Kokosnuss bei sich zu haben.« Sie wusste, wie man somalische Singvögel anhand ihrer Rufe identifizierte, kannte sieben verschiedene Begrüßungsformen auf Inuit und konnte zehn Segelknoten binden. Sie beherrschte schriftliche Division und das Kartenlesen, konnte mit einer Steinschleuder schießen, Taschendiebstähle begehen (davon wusste Ma nichts) und sich am Nordstern orientieren. Außerdem war sie inoffizielle Weitspuck-Meisterin in drei US-Bundesstaaten und konnte mit größerer Kraft und Genauigkeit spucken als die meisten Lamas oder elfjährigen Jungs.

»Ich brauche keine Schule«, sagte Daisy und bemühte sich, die Panik aus ihrer Stimme zu vertreiben.

Ma zerbröselte einen Scone zwischen den Fingern. »Ich weiß, *Joonam*.« Das war Persisch und bedeutete *Liebling*. »Aber meine nächste Geschichte führt mich an einen Ort, der alles andere als sicher ist.«

»Der Amazonas?«, fragte Daisy und erinnerte sich daran, was Ma zu Craven gesagt hatte.

»Genau.« Ma fegte einen Krümel vom Tisch. »Du weißt ja, dass der Regenwald einer der wildesten und erstaunlichsten Orte der Welt ist. Aber« – sie hielt inne und wählte ihre nächsten Worte so vorsichtig, als hätten sie scharfe Kanten – »er wird mehr und mehr zu einem Schlachtfeld. Die

Menschen, die schon immer dort gelebt haben, müssen jeden Tag darum kämpfen, ihn vor illegalem Holzschlag, Bergbau und Fischfang zu schützen. Vor Gaunern, die ihn abholzen und niederbrennen wollen.« Sie zögerte. »Und außerdem ... verschwinden dort unschuldige Menschen.«

»Verschwinden?«, fragte Daisy und runzelte die Stirn. Irgendwo in der Nähe krächte ein Kleinkind, und der rothaarige Mann am Nebentisch trank einen Schluck Kaffee.

Ma nickte, ihre Lippen waren blass. »Jemand muss herausfinden, was da los ist. Die Welt muss es erfahren.«

Daisy holte tief Luft. »Ich kann doch mitkommen. Ich könnte dir helfen ...«

»Nein.« Mas Stimme war steinhart und duldet keinen Widerspruch. »Diesmal ist es anders, Daisy. Anders als alles, was wir bisher erlebt haben. Es ist kein Ort für ein Kind.«

Daisy spürte die Angst wie einen Kloß im Hals. »Und was ist mit dir?«, stieß sie hervor. »Was ist, wenn *dir* etwas passiert?«

»Mir passiert nichts«, antwortete Ma energisch. »Ich werde einen Fremdenführer haben und Leute, die auf mich aufpassen. Es dauert nicht lange, das verspreche ich dir. Höchstens zwei Wochen.«

»Zwei *Wochen*?« Sie waren noch nie länger als zwei Tage voneinander getrennt gewesen.

Mas Stirn legte sich in Falten, und ihr Mund verzog sich seltsam. »Es tut mir leid, *Joonam*. Ich wünschte, du könntest mitkommen – wirklich. Aber ich kann nur arbeiten, wenn ich weiß, dass du in Sicherheit bist. Und da wir keine Verwandten haben, die sich um dich kümmern können, hat

Mr. Craven mir ein Mädcheninternat namens Wykhurst empfohlen, wo er im Vorstand ist. Sie haben zugestimmt, dich vorübergehend aufzunehmen.« Ma nahm Daisys Hand, die klebrig von der Erdbeermarmelade war. »Zwei Wochen, nicht länger. Bis Weihnachten bin ich zurück, versprochen.«

Daisy fühlte sich heiß und kribbelig am ganzen Körper. »Ich kann das nicht«, sagte sie und merkte, dass ihre Wangen feucht waren. Wütend wischte sie sich mit den Handrücken über die Augen.

»Doch, kannst du«, sagte Ma entschieden. »Nur Mut, *Joonam*.«

»Aber ...«

Ma sah sie nur an. Es herrschte eine schreckliche Stille, und Daisy beobachtete, wie ein grüner Papagei durch die offene Tür des Cafés flatterte, eine Kurve flog, wieder hinaussauste und im dunkler werdenden Himmel verschwand. Eine einzelne grüne Feder schwebte herab und landete zwischen ihnen auf dem Tisch.

»Wie willst du das allein schaffen?«, fragte Daisy schließlich.

Ma war schrecklich im Kartenlesen und Termineinhalten und vergaß immer, etwas zu essen. Daisy war diejenige, die sie von A nach B navigierte und dafür sorgte, dass sie ihre Pässe dabei hatten. Sie gab den Hotelportiers Trinkgeld und kaufte Kekse für Ma, wenn sie am Schreiben war.

»Oh, *Joon-e-delam*«, sagte Leila. Das bedeutet *Leben meines Herzens* auf Persisch, und so redete sie Daisy nur an, wenn sie sehr traurig war. »Ich weiß es nicht. Aber ich verspreche

dir, dass es nicht lange dauern wird. Ich werde diese Story so schnell wie möglich einfangen.«

Wieder herrschte Schweigen, und Daisy hörte das Rascheln der Zeitung des rothaarigen Mannes am Nebentisch und das Gepolter einer Familie einige Tische weiter, die sich mit zwei Kleinkindern und einem Kinderwagen zum Gehen bereitmachte. Kurz fragte sie sich, wie es wohl wäre, Teil einer ganz normalen Familie zu sein, mit einem richtigen Zuhause, in das sie am Ende des Tages zurückkehren konnte. Sie stellte sich ein Zimmer vor, das ihr gehörte, mit einem Bett, in dem sie jede Nacht schlief, und einem Regal für ihre Bücher, und sie spürte ein sehnsüchtiges Ziehen in der Brust.

Ma sagte: »Wenn irgendetwas schief geht – ganz egal was –, möchte ich, dass du das hier hast.« Sie griff in die Tasche und holte eine kleine Schachtel heraus. Etwas Rundes, Glitzerndes lag darin. Ein gläserner Briefbeschwerer, etwa so groß wie Daisys Faust. Sie nahm ihn und beugte sich so nah darüber, dass ihre Nase die kühle Oberfläche berührte. Eine perfekte Pusteblume war in dem Glas gefangen, wie ein zarter Silbermond in einer Seifenblase.

»Die Pusteblume hat deinem Vater gehört«, sagte Ma. »Er wollte, dass du sie bekommst, wenn du alt genug bist. Er wäre so stolz auf dich.«

Ausnahmsweise ließ sich Daisy nicht durch die Erwähnung ihres Vaters ablenken.

»Wie meinst du das, *wenn etwas schief geht*? Du hast doch gesagt, dir passiert nichts!«

Ma fegte weitere Krümel vom Tisch. »Mir passiert ja auch nichts. Aber wenn mir – aus unerfindlichen Gründen – *doch* etwas passiert, möchte ich, dass du hierher zurückkommst. Und den da mitnimmst«, sagte sie und deutete mit dem Kinn auf den Briefbeschwerer. »Dann wird Hilfe kommen. Oh, und zeig ihn *niemandem*. Bewahre ihn sicher und an einem geheimen Ort auf.«

»Ich verstehe das nicht. Was soll das heißen? Was meinst du mit ›Hilfe‹?«

Aber Ma war schon dabei, ihre Teller zu stapeln und die Schnalle ihrer Tasche zu schließen.

»Komm«, sagte sie. »Wir haben noch viel zu tun.«



3. Kapitel

Vor lauter Vorbereitungen verging der nächste Tag wie im Flug. Da Daisy nur die letzten zwei Wochen des Winterhalbjahrs im Internat verbringen würde, wurde nicht erwartet, dass sie eine eigene Uniform mitbrachte oder den Wykhurst-Koffer mit dem eingestickten Monogramm kaufte, der neuen Schülerinnen empfohlen wurde. Stattdessen stopfte sie ihre Kleidung in den kleinen, abgenutzten Koffer, der einst ihrem Vater gehört hatte. Er trug noch immer seine Initialen – H.D., Henry Disteldorn, – und war mit verblichenen Aufklebern von seinen Reisen bedeckt: von Überfahrten nach Tanger, von Flügen nach Chile, Indien und Grönland. Im Laufe der Jahre hatte Daisy selbst einige neue Sticker hinzugefügt. Aber am liebsten mochte sie den blauen Aufkleber in der Ecke, der inzwischen zerrissen und verblasst war und die wichtigste Reise ihres Vaters markierte: die Reise von England, wo er geboren war, in den Iran, wo er Ma kennengelernt hatte. Sie hatten sich verliebt und geheiratet und hätten bis ans Ende ihrer Tage glücklich und zufrieden miteinander leben sollen. Doch so war es nicht gekommen.

Neben ihrer Kleidung verstaute Daisy einen Vorrat an Keksen, ein Paar scharlachrote Wanderstiefel (»Damit du das Wildsein nicht vergisst«, sagte Ma mit einem Augenzwinkern), einen Umschlag mit Geld (»für Notfälle«), eine Schachtel mit alten Fotos und einen Stapel eselsohriger Bücher, die Daisy schon um die halbe Welt begleitet hatten.

Ma wollte eigentlich, dass Daisy auch das Handy mitnahm, das sie zu ihrem letzten Geburtstag bekommen hatte, damit sie in Kontakt bleiben konnten, aber Mrs. Daggler, die Schulleiterin, hatte mit Nachdruck erklärt, dass Mobiltelefone in Wykhurst nicht erlaubt waren. (»Das macht die Mädchen viel zu nervös, Mrs. Disteldorn, und lenkt sie ab. Ohne wird es ihrer Tochter viel besser gehen!«) Dadurch fühlte sich die drohende Trennung noch schlimmer an. *Es sind nur zwei Wochen*, sagte sich Daisy streng, als sie den Koffer zuklappte.

Nach der Verabschiedung und dem Versprechen, einander zu schreiben, war es diese Gewissheit, an der Daisy sich festklammerte, als Ma davonfuhr, um ihre gefährliche Geschichte einzufangen. Sie stand am Eingang von Wykhurst, hob das Gesicht zum Himmel, damit die Tränen ihr nicht über die Wangen kullern konnten, und umklammerte den Koffer ihres Vaters, als wäre er ihr einziger Freund auf der Welt.

»So«, sagte die Schulleiterin, als Ma um die Kurve der langen Einfahrt verschwand. Sie war eine große, kantige Frau mit Armen wie eine Gottesanbeterin, und etwas an ihren Augen erinnerte Daisy an eine Forelle – eine tote Forelle, neben der man Fischer auf Fotos posieren sah. Sie

packte Daisy am Oberarm und musterte sie, als wäre sie ein besonders widerlicher Floh. »Ich sehe schon, ich habe viel Arbeit vor mir.« Sie marschierte mit Daisy unter der zinnenbewehrten grauen Schulmauer hindurch und direkt zum Fundbüro, um sie mit der Wykhurst-Schuluniform auszustatten.

»Aber Ma hat gesagt, ich brauche keine ...«

Die Schulleiterin kniff die Augen zusammen und sagte trocken: »Vergiss, was deine Mutter gesagt hat, Daisy. Du bist jetzt in Wykhurst, und du wirst tun, was *ich* dir sage.«

Sie nahm einen Arm voll Kleider aus der Fundkiste und warf sie Daisy zu, damit sie sie anprobierte: zwei marineblaue Röcke (so lang, dass Daisy fast darin verschwand), drei gestreifte Blusen mit abgenutzten Manschetten und fummeligen Knöpfen, einen marineblauen Pullover, der scheußlich kratzte, ein Bündel Kniestrümpfe, die nach eingelegten Zwiebeln rochen, und schließlich einen Lacrosse-Schläger mit einem kleinen Netz an der Spitze, der so gar nicht wie ein Schmetterlingsnetz aussah.

Die Schulleiterin musterte sie von Kopf bis Fuß und streckte dann gebieterisch die Hand aus. »Nur schwarze Haargummis«, bellte sie. »Her damit!«

Mit zitternden Fingern löste Daisy die rote Schleife aus ihrem Haar. Sie war ein Abschiedsgeschenk von Ma gewesen, und ohne sie fühlte sie sich schwach, als hätte man ihr einen Schutzmantel genommen.

Die Schulleiterin nickte knapp. »Gehen wir.«

Während sie die Treppe hinaufliefen, zählte die Schulleiterin die Gesetze auf, die das Leben in Wykhurst

bestimmten. Kein Rennen im Haus, kein Lachen auf den Gängen, keine Schokolade, kein Spucken und vor allem keine Haustiere. »Diese ekligen, schmutzigen Viecher«, sagte sie und rümpfte die Nase.

Am oberen Ende der Treppe bogen sie nach links und betraten einen Schlafsaal mit stumpfen Messingbetten, die in zwei Reihen vor kahlen Wänden standen. Daisys Koffer wurde vor einem Bett in der Ecke abgestellt und ihre neue Uniform darauf geworfen.

»Die anderen Mädchen sind beim Abendessen«, informierte die Schulleiterin sie. »Ich nehme an, du hast schon gegessen?« Sie lächelte hämisch und wandte sich zum Gehen, ohne auf eine Antwort zu warten. »Träum was Schönes, Daisy!«

Die Tür schloss sich hinter ihr, und Daisy sackte mit knurrendem Magen auf die Matratze. Sie spürte, dass ihr schon wieder Tränen in die Augen stiegen, und griff nach ihrem Rucksack, um sich abzulenken. In der Innentasche steckte ein Schokoriegel, der ihr als Abendessen genügen würde. Er sollte ihr erster Akt der Rebellion gegen das Regime der Schulleiterin sein.

Als sie die Tasche öffnete, waren jedoch alle Gedanken an Essen wie weggeblasen. Denn dort, zusammengerollt auf Daisys Lieblings-T-Shirt, lag das Kätzchen aus dem Botanischen Garten.

Daisy nahm den wässrigen grauen Brei, der ihr am nächsten Morgen im Speiseraum vorgesetzt wurde, kaum wahr. Kein Wunder, denn ihre Gedanken waren bei dem kleinen Kater,

der ihr unter dem Schulpullover mit seinen Pfötchen den Bauch knetete. Er hatte sich die Nacht über neben ihr zusammengerollt wie eine kitzelnde Wärmflasche, und keines der tuschelnden Mädchen in den Nachbarbetten hatte ihn bemerkt. Und morgens, nachdem die anderen zum Frühstück gegangen waren, hatte er sich geweigert, im Schlafsaal zu bleiben. Er war fest entschlossen, Daisy zu folgen, egal wie oft sie ihm sagte, er solle sitzen bleiben. Er hatte nur seine silbergrünen Augen auf sie gerichtet und wütend gemaunzt.

»Na schön, in Ordnung«, hatte sie schließlich gestöhnt. »Aber niemand darf dich sehen. Die Schulleiterin mag keine Tiere.«

Zum Glück war das Kätzchen leicht zu verstecken. Es war so klein, dass es auf ihrer Handfläche Platz hatte und sich kaum unter dem unförmigen Pullover abzeichnete. Daisy stibitzte einen Räucherhering vom Frühstückstisch und beschloss, dass ein Blumenbeet als Katzenklo würde herhalten müssen.

Daisys Gedanken schwirrten, als sie den anderen Mädchen aus dem Speisesaal folgte. Der Kater musste im Palmenhaus in ihre Tasche geklettert sein – was erklären würde, warum sie ihn nicht gefunden hatte, obwohl sie das ganze Gewächshaus nach ihm abgesucht hatte. Auf den Gedanken, in die Tasche auf ihrem Rücken zu schauen, war sie nicht gekommen. Er musste sich auch am nächsten Tag versteckt und sie den ganzen Weg nach Wykhurst begleitet haben – ein blinder Passagier, der sich an den traurigsten Ort der Welt geschmuggelt hatte.

Auf dem Weg zur ersten Unterrichtsstunde bemerkte Daisy eine Gruppe kichernder Mädchen.



»Guckt mal, wie ihre Uniform aussieht!«, hörte sie eins von ihnen flüstern.

Daisy krampfte die Finger um den Briefbeschwerer in ihrer Tasche und ging weiter.

An diesem Tag begleitete das Kätzchen sie wie ein Schatten durch die Schule. Es war so klein und flink, dass es weder von den Lehrern noch von ihren Mitschülerinnen bemerkt wurde. Aber Daisy wusste, dass es da war: Während Daisy sich im Turnen versuchte, bewunderte das Kätzchen sein Spiegelbild in den Lacrosse-Trophäen am anderen Ende der

Sporthalle, es kämmte seine Schnurrhaare hinter dem Sofa im muffigen Gemeinschaftsraum, putzte sich unter Daisys einsamen Mittagstisch sein Fell und nieste wütend, als sie im staubigen Geschichtsraum Platz nahmen.

»Was war das?«, fragte Miss Lamprey, die Geschichtslehrerin, und blickte sich um.

»Äh ... meine Nase hat gekitzelt«, sagte Daisy. »Hatschi!«

Vor dem Schlafengehen machte der Kater es sich auf ihrem Kissen gemütlich, wickelte sich wie ein kleiner königlicher Pelzkragen um ihren Hals und leckte ihr über die Wange.

»Hm«, machte Daisy. »Ich glaube, du kannst bleiben.«

Und das tat er.

Sie nannte ihn Napoleon, weil er klein, aber unglaublich eitel war.



4. Kapitel

Napoleon machte alles erträglich. Plötzlich hatte Daisy einen Verbündeten, und das machte einen Riesenunterschied. Trotzdem waren die nächsten zwei Wochen die schwersten in ihrem Leben. Sie hatte nicht gewusst, dass man einen Menschen so sehr vermissen konnte. Sie fühlte sich wie ein Baum, dem das Wasser ausgeht.

Und dabei wurde von ihr erwartet, dass sie im Unterricht stillsaß, beim Lacrosse rannte und sich an die Regeln hielt. Mrs. Dagglers marschierte durch die Flure und musterte die Schülerinnen – insbesondere Daisy – mit einer Verachtung, die so frostig war, dass sie einen eigenen Eisberg verdiente. Es gefiel ihr nicht, wenn Menschen anders waren, und jeder, den sie dieses Verbrechens verdächtigte, wurde in ihr Büro zitiert und musste eine strenge Ansprache über sich ergehen lassen. Daisy war mit ihrer »ausländischen« Mutter, ihren »exotischen« Augen und der Tatsache, dass sie bisher nicht zur Schule gegangen war, *andersartiger* als die meisten.

Die Schulleiterin wäre von Ma entsetzt gewesen, dachte Daisy mit Genugtuung. Ma hatte fünf Ohrpiercings und immer ein Sortiment an Stiften, Federn und Glitzernadeln im

Haar. Sie trug grobe Khakihosen, wenn sie ihre Geschichten jagte, und perlenbesetzte Ballkleider, wenn sie deren Erfolge feierte. Morgens trank sie tiefschwarzen Kaffee und abends prickelnden Champagner, und wenn das Schreiben gut lief, führte sie Daisy zum Tanzen aus oder lud sie auf ein riesiges Eclair ein, leicht wie Schlagsahne und mit Schokolade glasiert. Wenn Ma einen Raum betrat, schienen die Lichter an den Wänden heller zu leuchten, als ob sie ihre Energie aufnahmen. Sogar die Pflanzen im Hotel schienen auf sie zu reagieren, tranken gierig Wasser und schienen um einige Zentimeter zu wachsen, wenn sie in der Nähe war, als wollten sie sagen: »Hier ist jemand, der uns das Gefühl gibt, lebendig zu sein.« Ma kaufte überall, wo sie waren, Orchideen und Geranien in Töpfen, und sie blühten immer so üppig, als wäre Ma die Sonne persönlich. Daisy wusste, wie sie sich fühlten.

Manchmal, bei Vollmond, weckte Ma Daisy mitten in der Nacht und wirbelte sie durch die Luft. »Wir nehmen ein Mondbad! Wir baden im Mondschein!«, rief sie, als würde das Mondlicht in Tropfen wie Quecksilber auf sie herabfallen. »Hach! Magisch!«

In anderen Nächten jedoch hörte Daisy Schluchzen aus dem Bett ihrer Mutter und wusste, dass sie an Pa dachte. Bevor er gestorben war, hatten sie in einem Haus in London mit einer fröhlichen roten Tür und freundlich knarrenden Holzdielen gewohnt. Das Haus hatte einen ganz besonderen Geruch gehabt, nach staubigem Sonnenlicht und Rosen und Glück, den Daisy in ihrer Erinnerung nie ganz zu fassen bekam. Pa war Nachrichtenfotograf gewesen, und er und Ma

hatten zusammen gearbeitet, zusammen gelacht und sich ein gemeinsames Leben aufgebaut. Und dann passierte der Autounfall.

Zwei Tage nach seiner Beerdigung verkaufte Ma die fröhliche rote Haustür und nahezu alles, was dazugehörte. Den Rest packte sie in zwei Koffer und machte sich mit der dreijährigen Daisy auf den Weg. Sie folgte einer Eilmeldung und dann der nächsten, und sie schrieb, schrieb, schrieb. Seit dem Tod ihres Vaters waren Daisy und Ma ständig unterwegs – aber ob sie etwas verfolgten oder vor etwas davonliefen, konnte Daisy nie genau sagen.

Dennoch hatten sie sich ein neues Leben aufgebaut, Tag für Tag, Geschichte für Geschichte – ein Leben, in dem sie die Heldinnen waren: zwei gegen den Rest der Welt. Ma arbeitete unermüdlich, und man begann, in hohen Kreisen von ihr zu sprechen. Aber ganz gleich, wie beschäftigt sie war oder wie erfolgreich sie wurde, die Momente vor dem Schlafengehen gehörten Daisy. Sie bewahrten einen Vorrat an Keksen in einer alten Dose auf, die mit drei feierlich aussehenden Corgis bemalt war, und jeden Abend setzten sie sich hin und wählten ein Lieblingsgebäck aus. Mit einem Vanillecremeplätzchen gestikulierend, erzählte Ma Märchen aus ihrer Kindheit im Iran: Geschichten über wandernde Derwische, schlaue Wölfe und magische Vögel mit Regenbogenschwänzen. Manchmal erzählte sie auch, wie sie in der Nähe der Stadt Shiraz aufgewachsen war, in einem Garten voller Birnbäume und Jasmin.

»Im Sommer«, sagte Ma verträumt, »züchtete meine Großmutter Rosen und Basilikum, und der Duft war wie

Hexerei. Wir schliefen draußen auf der Veranda, und ich verbrachte den ganzen Tag lesend in den Zweigen des Mandelbaums. Meine Lieblingsgeschichte handelte von einem magischen Granatapfel mit einem rubinroten Kern, der die Macht hatte, einen einzigen Wunsch zu erfüllen.« Sie lachte. »Ich habe Granatäpfel gegessen, bis mir schlecht wurde, und jeden einzelnen Samen angestarrt, in der festen Überzeugung, dass einer von ihnen magisch war.«

»Hast du dir etwas gewünscht?«, hatte die kleine Daisy eifrig gefragt.

Ma hatte ihr das Haar zerzaust. »Seit langer Zeit hat niemand mehr einen magischen Granatapfel gefunden. Aber mein Wunsch wurde trotzdem erfüllt. Schließlich habe ich dich bekommen, oder etwa nicht?«

Es spielte also keine Rolle, dass sie zu oft umzogen, als dass Daisy hätte Freundschaften schließen können, denn Ma war die beste Freundin, die sie sich vorstellen konnte: lustig und freundlich und immer auf ihrer Seite. Zwar war Ma nicht immer da – manchmal ließ sie Daisy in Hotels bei leidgeprüften Concierges oder bei einem ihrer vielen berühmt-berüchtigten Freunde zurück, einmal sogar bei einer übellaunigen Fischersfrau in einem Haus am Meer auf der Insel Skye. Daisy hatte viele Stunden in Gesellschaft von Türstehern mit goldenen Knöpfen, von Mas geschwätzigen Kolleginnen oder von salzverkrusteten Fischernetzen damit verbracht, ihre Mutter herbeizusehnen.

Mit Warten kannte sie sich also aus. Aber die zwei Wochen in Wykhurst waren härter und länger, als sie es je für möglich gehalten hätte. Wie konnte sie Heimweh haben,

wenn sie nie ein richtiges Zuhause gehabt hatte? Sie war krank vor Sehnsucht, weil sie Ma vermisste, und das war noch schlimmer als die schreckliche Grippe, die sie vorletzten Winter in Jerusalem gehabt hatte. Sie war müde und zermürbt von dem andauernden Ziehen in ihrer Brust, als wäre ihr Herz durch ein Gummiband mit Mas Handgelenk verbunden. Und wenn sie sich voneinander entfernten, zog es so fest daran, dass es blutete.



5. Kapitel

Ma's erste Postkarte brauchte eine ganze Woche über den Ozean. Sie war von Luftpostaufklebern bedeckt und sah aus, als wäre sie von einem Kaninchen angeknabbert worden. Daisy las sie hundertmal und legte sie unter ihr Kopfkissen. Auf der nächsten Karte schrieb Ma, dass sie nach einer verlorenen Wette eine Tarantel essen musste («überraschend zäh»), auf der dritten schrieb sie von einem Interview mit einer Tänzerin, die glitzernden Kopfschmuck trug, und auf der vierten berichtete sie von einer Bootsfahrt auf dem Amazonas, bei der ein Piranha Ma beim Schwimmen beinahe die Zehen abgebissen hätte.

Die Postkarten waren ein Rettungsanker, der Daisy durch die einsamen Stunden und die sich dahinschleppenden Minuten bis zum Ende des Schuljahrs trug – bis endlich der ersehnte Tag nahte. Morgen würde Ma kommen, und gemeinsam würden sie Wykhurst für immer hinter sich lassen.

Daisy's Koffer war gepackt, ihre Bücher verstaut und ihr Lacrosse-Schläger in die staubigste Ecke unterm Bett geschoben. Sie hatte überlegt, ihn feierlich zu verbrennen,

aber ihr war keine Möglichkeit eingefallen, wie sie das tun konnte, ohne dass die Schulleiterin es bemerkte. Zum zwanzigsten Mal an diesem Tag griff sie in die Tasche und schloss ihre Finger um Mas letzte Postkarte, die vom vielen Wiederlesen und der Vorfreude ganz zerknittert war. Sie war in Peru abgestempelt und roch nach Tinte, Jasmin und Hoffnung. Daisy kannte den Text auswendig.



Inhaltsverzeichnis

[Haupttitel]	1
[Über dieses Buch]	2
[Biografie]	4
[Inhalt]	5
[Widmung]	9
Prolog	10
1. Kapitel	13
Sechs Monate später	13
2. Kapitel	21
3. Kapitel	32
4. Kapitel	39
5. Kapitel	44
6. Kapitel	47
7. Kapitel	47
8. Kapitel	47
9. Kapitel	47
10. Kapitel	47
11. Kapitel	47
12. Kapitel	47
13. Kapitel	47
14. Kapitel	47
15. Kapitel	47
16. Kapitel	47
17. Kapitel	47
18. Kapitel	47
19. Kapitel	47
20. Kapitel	47

21. Kapitel	47
22. Kapitel	47
23. Kapitel	47
24. Kapitel	47
25. Kapitel	47
26. Kapitel	47
27. Kapitel	47
28. Kapitel	47
29. Kapitel	47
30. Kapitel	47
31. Kapitel	47
32. Kapitel	47
33. Kapitel	47
34. Kapitel	47
35. Kapitel	47
36. Kapitel	47
37. Kapitel	47
38. Kapitel	47
39. Kapitel	47
40. Kapitel	47
41. Kapitel	47
42. Kapitel	47
43. Kapitel	47
44. Kapitel	47
45. Kapitel	47
46. Kapitel	47
47. Kapitel	47
48. Kapitel	47
49. Kapitel	47
50. Kapitel	47

51. Kapitel	47
52. Kapitel	47
53. Kapitel	47
Danksagung	47
[Impressum]	47
[Klimaneutraler Verlag]	47
[Fischer Kinder- und Jugendbuchverlage]	47